

gruppe an. Aus ihm wird ersichtlich, daß auch ihrem Kirchenbegriff unverändert die Idee von der notwendigen Übereinstimmung zwischen staatlicher und kirchlicher Ordnungsaufgabe zu Grunde lag.

So ergibt sich also insgesamt ein äußerst geschlossenes Bild, von welcher Seite auch immer diese Gesellschaftsgruppe beleuchtet wird. Dabei muß die Frage, welche Kräfte in diesen engen Wechselbeziehungen überwiegen, eindeutig zugunsten des Staates beantwortet werden. Angefangen von der im Interesse des Landesfürstentums erfolgenden Förderung des Staatskirchentums im 17. Jahrhundert, wo die „calvinistischen Kräfte . . . immer mehr vom Staat absorbiert“ wurden (p. 141), ist es viel mehr der Staat, der das Gesicht der Kirche bestimmt, als umgekehrt. Ein konkreter staatspolitischer Einfluß der Kirche läßt sich niemals feststellen (p. 57). In der rein religiösen Entwicklung ist dagegen gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein wachsendes Gefälle zum Luthertum erkennbar, das dann auch die Union vorwiegend prägen wird.

Dank ihres weiten Horizontes ist diese auf einer zwar durch die Kriegseinwirkungen bedingten unvollständigen Quellengrundlage, jedoch auf einer sehr breiten Literatur aufbauende, methodisch klare Arbeit somit ein äußerst aufschlußreicher Beitrag zur brandenburgisch-preußischen Kirchen-, Staats- und Gesellschaftsgeschichte.

Paris

Hermann Weber

Ingeborg Röbbelen: *Theologie und Frömmigkeit im deutschen evangelisch-lutherischen Gesangbuch des 17. und frühen 18. Jahrhunderts* (= *Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte* 6). Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1957. XII, 470 S., geb. DM 24.—

Das aus einer Dissertation hervorgegangene Werk will das Problem ‚Theologie und Frömmigkeit‘ historisch-systematisch behandeln, und zwar durch Darstellung einer exemplarischen Zeit der Gesangbuchgeschichte. Gesangbücher sind nicht nur kirchliches Bekenntnis, sondern auch Zeugnis theologischen Denkens in dichterischer Gestalt. Lehre und Leben, Verkündigung und Gemeindeglaube lassen sich, in Beziehung, Einheit oder Widerspruch, aus dem Lied der Kirche erkennen, und die poetisch-musikalischen Gebilde der gottesdienstlichen oder häuslichen Gesänge und Gebete erlauben zuweilen ebenso treffenden Rückschluß auf das Selbstverständnis der Kirche, wie Predigt oder Katechismus. Die Hymnologie, will sie sich nicht auf Deskriptive beschränken, bedarf solcher historisch-kritischen Untersuchungen. Werden sie, wie in diesem Falle, exakt angestellt, so dienen sie zugleich dem Bestreben, Maßstäbe zu finden für die Gesangbucharbeit der Gegenwart. Es ist einerlei, welches Sachgebiet in Theologie und Kirche die wissenschaftliche Arbeit sich vornimmt: fragt sie richtig, so kommt sie von allen Themen her alsbald zur Mitte, nämlich zur Prüfung des theologischen Auftrags und der lebendigen Gestalt der Kirche.

Die Untersuchung erstreckt sich auf die Zeit der Orthodoxie, des späteren Pietismus und der frühen Aufklärung, d. h. sie achtet auf die Gründe und Vorgänge der Wandlung und Verformung reformatorischer Theologie in den Gesangbuchliedern ca. 1600–1740. Hierbei stellt sie sich eine zwiefache Aufgabe: einmal soll herauskommen, ob und in welcher Weise in den damaligen Gesangbüchern die Theologie als normative Wissenschaft wirksam ist, ob und in welchem Maße die Frömmigkeit zur eigenständigen Religiosität geworden ist; sodann soll erkennbar werden, ob im Gesangbuchlied die Theologie ihre kirchenkritische Funktion behält; desgleichen, ob in ihm eine wortgebundene, wirklich aus der Bibel lebende Frömmigkeit Gestalt gewinnt.

Methodisch verfährt die Untersuchung innerhalb der zunächst genannten Aufgabe genetisch und analytisch, innerhalb der zweiten sach- und stilkritisch. Sie unterscheidet, mit gebotener Vorsicht vor formalem Schematismus, Kirchenlieddichtung einerseits (also das gottesdienstlich qualifizierte) von religiöser Poesie, geistlicher Lyrik andererseits. Natürlich sind die Grenzen fließend; sie sind aber auch nicht einfach ignorierbar. Technisch geschieht die Fragestellung von außen nach innen, d. h.

von der Gesangbuchgestalt über den inneren Aufbau (Anordnung und Thematik) zum Liedgut und seinem literar- und geistesgeschichtlichen Charakter, um dann in ausführlicher Einzeluntersuchung zu erheben, wie die Lehrstücke bzw. Sachbereiche der Buße, der Rechtfertigung und des christlichen Wandels dichterisch ausgesagt werden. Dabei ergibt sich, im ganzen, die theologiegeschichtlich aufweisbare Verschiebung vom Glauben zur Gläubigkeit, von der Gleichzeitigkeit „Sünder-Gerechter“ zum Bekehrungserlebnis, von der Wortgewißheit zur frommen Erfahrung. Die These, die wohl mehr generell als speziell stimmt: daß das zeitgenössische Interesse am Barock, in einer seltsamen strukturellen Kongenialität mit unserem eigenen Zeitalter begründet sein dürfte, kann sich immerhin auf die Tatsache einer überschwemmenden Renaissance der Barockmusik in der Gegenwart berufen. Anfechtbar erscheint, daß wir heute, in Theologie, Kirche und Gemeinde weitgehend (trotz aller Neubesinnung auf die Reformation) aus dem Denken und der geprägten Christlichkeit jener Epoche leben. Im Sinne der mitspielenden Überlieferung, gewiß; im Sinne des Welt- und Lebensgefühls kaum. Überzeugend ist die große, trotz mancher theologisch bewahrten Stringenz unabwendbare Peripetie dargetan, die bis in den Neupietismus hinein alle evangelische Sachlichkeit verfärbt: Man will nicht mehr wissen, wo der Gaubende hinsieht; man will wissen, wie der Gläubige aussieht. Denkt man sich zu den hier behandelten Gesangbuchliedern da und dort die Melodien hinzu (was nicht zur Aufgabe des Themas gehört), so kann man, von etlichen musikalisch wertvollen Weisen des 17. Jhs. abgesehen, sagen: In den Worten beschwört man den Geist, in den Melodien weidet sich das Fleisch. Das ganze Buch ist ein vortrefflicher Kommentar zu der einfachen homiletischen Regel: Du sollst das Evangelium ins Leben (des Sünders) hinein bezeugen; du sollst es nicht aus dem Leben (des Frommen) heraus beweisen. Die in bester Meinung vollzogene Umkehrung des theologischen Gefälles vom Wort zum Menschen hin führt beim Kirchenlied zur erbaulichen Lyrik, zur belehrend-betrachtenden Selbstdarstellung, zur Gottinnigkeit, Jesusminne, zur moralistisch-psychologischen ‚Sündigkeit‘, – in der Ethik zu einem irreparablen Dualismus ‚fromme Kirche – böse Welt‘. Nicht daß sich die Energie gesunder Lehre in alledem nun einfach verlöre, aber sie wird überwuchert von anderen, subjektiven Dominanten.

Positiv ist zu vermerken, daß die Untersuchung nicht bloß Fakta und Akta erhebt und ordnet (schon das wäre auf materialmäßig so breitem Feld verdienstlich), sondern daß sie, weit über Rahmen und Aufgabe einer Dissertation hinaus, theologische Voraussetzungen und Hintergründe sehen und verstehen läßt, daß außerdem Querverbindungen zur Geistes- und Literaturgeschichte behutsam aufgedeckt werden. Die Art der Quellen-Benützung, der außerordentliche Reichtum der Belege und die (für Information und Urteil wichtige) ausführliche Zitation machen das Buch ebenso lehrreich wie interessant für den Lernenden und den Fachmann. Die Sekundärliteratur ist in großem Umfang beigezogen, verarbeitet und sachlich gewertet. Auch was zur theologisch-poetischen Eigenart und Prägekraft Paul Gerhards – im Hinblick auf ‚Rechtfertigung‘ und ‚Gottvertrauen‘ in seinen Liedern – gesagt ist, leuchtet ein; es hätte im Sinne eines Vorbehaltes sogar noch verstärkt werden können durch genauere Profilierung seiner prekären Passionsmystik.

Kritisch ist zu fragen, ob nicht Melancthons Theologie und Autorität da und dort überbewertet, d. h. für zu vieles verantwortlich gemacht wird? ob das „Reformatorsche“ als solches, gerade mit seinen Zentralbegriffen, so selbstverständlich autorisiert erscheinen darf (auch in Luthers Liedern gibt es Aussagen und Strophen, die für uns nicht übernehmbar, sogar monströs sind; man lese „Nun komm, der Heiden Heiland“)? ob der Leitbegriff des „Reformatorsche“ nicht zu sehr idealisiert erscheint? Die zweite, die dritte Generation, so sehr sie leider das gute Erbe weithin vertan hat, könnte mit einigem Recht für sich geltend machen, daß ihre historischen Konditionen wesentlich anders waren. Man lernt heute begreifen, daß das sog. ‚Objektive‘ wie das sog. ‚Subjektive‘ wahrscheinlich zwei Seiten derselben Sache sind,

aber je nur der halbe Aspekt einer Botschaft, die mit keinem Rückgriff auf „klassische Modelle“ nur einholbar ist; auch nicht im Gesangbuchlied. – Zu den verlässlichen Registern hätte ein Namen-Register als Arbeitshilfe sich empfohlen.

Mainz

Manfred Mezger

Anton Ellemunter: Antonio Eugenio Visconti und die Anfänge des Josephinismus (= Publikationen der Abteilung für historische Studien des österreichischen Kulturinstituts in Rom. I, Abteilung: Abhandlungen, Band 3). Graz/Köln (Böhlau) 1963. XIV, 210 S., kart. DM 24.80.

Die von Ferdinand Maaß S. J. angeregte Arbeit bringt aufgrund neuerschlossener Quellen einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Entstehung des kirchenpolitischen Systems des „Josephinismus“ im letzten Regierungsabschnitt der Kaiserin Maria Theresia. Neben den Berichten des Wiener Nuntius Antonio Eugenio Visconti, eines Angehörigen der bekannten Mailänder Adelsfamilie, hat der Verfasser auch das sehr aufschlußreiche Tagebuch Viscontis heranziehen können, auf das ihn der Archivar Dr. Gerhard Winner aufmerksam gemacht hat. Nach einer kurzen Lebensskizze Viscontis wird seine Stellungnahme in allen Konflikten um die kirchliche oder weltliche Büchzensur, um das Professalter und um die Klösteraufhebungen in der Lombardei als den ersten Gefechten des „Josephinismus“ dargestellt. Weitere Kapitel behandeln die Stellung Maria Theresias und die des Nuntius zu dem kirchenpolitischen System, in dessen Beurteilung der Verfasser besonders hinsichtlich der wichtigen Rolle des Kanzlers Kaunitz den Forschungen seines Lehrers Maaß und den Ergebnissen von dessen monumentaler Quellenpublikation über den Josephinismus folgt. Hinsichtlich der Haltung Maria Theresias bemüht sich der Verfasser, Maaß an einigen Stellen korrigierend, um ein differenzierteres Urteil über den Anteil der Kaiserin und ihres Staatskanzlers an den einzelnen Maßnahmen.

Mit Recht hebt der Verfasser hervor, daß Visconti in seinem Widerstand gegen die Kirchenpolitik des Wiener Hofes dadurch geschwächt wurde, daß er selbst den jansenistischen Kreisen in Wien nahestand. In diesem Zusammenhang ist die Darstellung seiner Gewissenszweifel gegenüber der Eidesleistung anlässlich seiner Kardinalserhebung überaus interessant (S. 22 ff.). Es scheint jedoch, daß der Verfasser die Bedeutung dieser Episode für die geistige und religiöse Haltung Viscontis nicht ganz richtig beurteilt.

Hier liegt wohl der wichtigste Einwand, der gegen die Arbeit anzumelden ist, doch muß sich der Vorwurf weniger gegen den Verfasser, als gegen seine Lehrer richten. Es ist befremdend, daß eine Arbeit, die vorwiegend unter Benutzung vatikanischen Materials, mit der Druckerlaubnis kirchlicher Vorgesetzter in Rom und Brixen und in den Abhandlungen des Österreichischen Kulturinstituts in Rom erschienen ist, die einschlägige katholische italienische Literatur über den Jansenismus (Jemolo, Codignola, Passerin d'Entrèves usw.) ebenso völlig ignoriert wie die französische (Préclin, Vaussard, Appolis). Vor allem aber hätte der Verfasser doch das Werk von Enrico Dammig M. I., *Il movimento giansenista a Roma nella seconda metà del secolo XVIII. Città del Vaticano, 1945*, mit Gewinn heranziehen können. Das gleiche gilt für die deutschen Arbeiten über den Febronianismus und die Reichskirche. So hatte der Verfasser etwa aus der Publikation von Leo Just über den Widerruf des Febronius entnehmen können, daß der „gewisse Krufft“, der zu den Wiener Freunden des Nuntius gehörte (S. 17), ein naher Verwandter des Febronius-Hontheim war, der in der Kirchenpolitik des Wiener Hofes eine sehr wichtige Rolle spielte.

Es ist, wie gesagt, ein Vorwurf, der gegen die gesamte sonst so verdienstvolle Josephinismus-Forschung von Ferdinand Maaß und seiner Schüler erhoben werden muß. Niemand wird es einem katholischen Kirchenhistoriker verargen, wenn er die theologische Position der Jansenisten entschieden ablehnt und ihren Fanatismus sowie ihre oft so verschlagenen Praktiken und Winkelzüge verurteilt. Aber man verbaut sich selbst die Erkenntnis der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, wenn man den Josephinismus ausschließlich als ein Produkt der teuflischen Bosheit des Auf-